

**Ulrike H. Meinhof, Jonathan Smith (Hg.):
Intertextuality and the media: From genre to everyday life**

Manchester: Manchester University Press 2000. 159 S., ISBN 0-7190-4713-7, £ 14.99

Die Leistung der vor nunmehr etwa 30 Jahren proklamierten Theorie der Intertextualität bestand zunächst vor allem in der Neubewertung der Literaturinterpretation im Zuge des von Barthes beschworenen „Tod des Autors“. Kristevas ursprüngliche Vorstellung von Intertextualität als Schnittpunkt von Prätexten, die sowohl in den Köpfen von Produzenten als auch von Rezipienten existieren, ist im Laufe der Zeit teilweise heterogen diskutiert worden. Der vorliegende Sammelband ist Ausdruck dieser Diversifizierung, da er Aufsätze vereinigt, die auf unterschiedlichen Auslegungen des Intertextualitätsbegriffs basieren und das Konzept der Intertextualität anhand von Fallbeispielen (neu) bewerten. So erfolgt eine Ausweitung auf den Mediendiskurs im Allgemeinen, der die alltägliche Interaktion mit Texten besonders sinnfällig hervorbringt. Das sicherlich mächtigste Medium dieser Zeit, das Fernsehen mit seinen unterschiedlichen Genreformaten, steht hier im Mittelpunkt. So diskutieren die beiden Herausgeber das parodistische Geflecht der Satiresendung *Spitting Image* und unterstreichen die Relevanz intertextueller Dekodierungsprozesse. Es wird deutlich, dass der Rezipient in der Bewältigung des Materials nicht nur politische Kompetenz benötigt, sondern auch Wissen um die Formate des britischen Fernsehens, da ein Großteil komischer Effekte unter Bezugnahme auf diese internalisierten Strukturen als eine Art „TV-Pastiche“ (vgl. S.44) funktioniert.

Eine stärkere Hybridisierung steht in Ulrike Meinhofs und Theo van Leeuwens folgender Analyse der britischen Fernsehserie *Rock 'n' Roll Years* im Vordergrund, deren „Multimodalität“ sich über Genre Grenzen hinwegsetzt. Da die konstituierenden Elemente durchaus in eine konfliktreiche Beziehung treten können, liegt hier mehr als nur Multimodalität vor, und zwar eine gegenseitige Beeinflussung, die Neuinterpretationen bedingt. Es verwundert, dass an dieser (und anderer) Stelle mit keinem Wort auf den Begriff der Intermedialität eingegangen wird, der der zunehmenden medialen Durchdringung im postmodernen Diskurs Rechnung trägt und gerade derartige Hybridformen bezeichnet. Es ist fraglich, ob die Intertextualität und ihre genrebezogenen Analysen weit genug greifen können, bzw. ob der Bezug auf mediale Erscheinungen nicht bereits in den „Aufgabenbereich“ der Intermedialität fallen. Auch Kay Richardson dehnt das Konzept der Intertextualität, wie sie selbst zugibt, sehr stark aus. In ihrer rezeptionsästhetischen Analyse von Wirtschaftsnachrichten thematisiert sie die Konstruktion von individuellem Wissen vor dem Hintergrund von Bewältigungsstrategien des präsentierten Materials in seinem Zusammenwirken mit bereits vorhandenem Wissen. Helen Kelly-Holmes betont in der intertextuellen Verbindung ebenso die konstruktive Komponente der Sinnstiftung. Sie untersucht die Rolle von Bier-

werbung in der Etablierung nationaler und kultureller Identitäten Irlands und sieht eine große Einflussnahme dieser inoffiziellen Texte in der Prägung eines universalen Bildes dieses Landes.

Lothar Mikos und Hans J. Wulff beschäftigen sich mit Game Shows als Feld von kulturellen Praktiken und sehen zwei Arten von intertextuellen Bezügen am Werk: Zum einen müssen sich die Mitspieler dem Gefüge der Show beugen, zum anderen müssen sie die Verbindung zu ähnlichen Erfahrungen in ihrem Leben herstellen. Dieser von Mikos und Wulff favorisierte, von ihnen so bezeichnete „intersubjektive“ Ansatz zwischen Show und Leben berücksichtigt eine Reihe von kulturellen Praktiken, deren Relevanz für das Intertextualitätskonzept ihre Beschreibung als Text voraussetzt. Eine solche Darstellung wird problematisch, wenn sie situativ dominierte Erfahrungsbereiche von Zuschauer und Kandidat als Text begreifen und als solchen in die Intertextualitätsdebatte integrieren will. Indem Ben Bachmair die Bezüge zwischen Medien und Alltagsleben als grundsätzlich intertextuell ansieht, wirkt sein Verständnis von intertextuellen Bezügen ähnlich diffus. Er beschreibt anhand von Gesprächsexzerpten von Kindern einerseits, wie sehr ihre Kommunikation von Fernseherlebnissen und Lifestyle-Diktaten der Massenmedien durchdrungen ist, andererseits, wie kreativ mit diesen Rezeptionen umgegangen wird.

Der rote Faden des Buches besteht also in der Erkenntnis, dass der Umgang mit medialen Texten eine intertextuelle Aktivierung von Wissensstrukturen erfordert, die diese in jeweils andere Kon-Texte setzt. Eine solche Betrachtung legt die Schlussfolgerung nahe, dass das Prinzip der Intertextualität bei nahezu jeder Form von Interpretation am Werke ist. Entsprechend flexibel wird es in einigen Aufsätzen der beteiligten Autoren für die Beschreibung von En- und Dekodierungsprozessen verwendet und läuft damit Gefahr, an Konturschärfe zu verlieren. Dies hängt unmittelbar mit dem zunehmend inflationär verwendeten Textbegriff zusammen. Indem nicht nur jeder kommunikative Akt, sondern die gesamte kulturelle Praxis zum Text erklärt wird, wird das darauf basierende Konzept der Intertextualität beliebig anwendbar. Dadurch fehlt auch die nötige Distanz zum Diskursbegriff und zu einer „Interdiskursivität“, wie sie Gunther Kress in seinem Aufsatz kurz anspricht. Er nimmt eine deutlich kritische Haltung gegenüber der Verwendung des Intertextualitätsbegriffs ein und bezeichnet ihn angesichts der seit langem als selbstverständlich angesehenen endlosen Semiose gar als redundant (S.135). Am Ende des Buches erscheint sein Beitrag als ein sinnvoller Ausblick für die zukünftige Forschung auf diesem disparaten Gebiet, das längst durch das Paradigma der Intermedialität herausgefordert worden ist. Trotz der deutlichen Nähe zu den Forschungsarbeiten der Intermedialität bietet der Sammelband zwar einige interessante Beispielanalysen, löst aber das Versprechen, das er hinter seinem klangvollen Titel vermuten lässt, nur halbherzig ein.